

Yusa
NIPPON

日本

B3

ZEITSCHRIFT für JAPANOLOGIE

**HERAUSGEBER: JAPANINSTITUT BERLIN
JAPANISCH-DEUTSCHES KULTUR-INSTITUT TOKIO**

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG BERLIN

Januar 1936

2. Jahrgang

Heft 1

Material usw. sind abgezeichnet von den Palästen in Kyôto im luxuriösen 10. Jahrhundert. Damals war die Übernahme der chinesischen Bauweise in Japan schon so weit vorgeschritten, daß sie mit der natürlichen Schönheit Japans verschmolzen werden konnte. Es ist merkwürdig, daß gerade diese Dinge Genshin zum Vorbild gedient haben, wo er doch sonst mit Genugtuung im menschlichen Luxus den Keim des Verderbens aufzeigt. Immer wieder kehrt die Erwähnung der sieben Kostbarkeiten, Gold, Silber, Smaragd, Koralle, Achat, Kristall und Perle. Immerhin gehören diese Schilderungen zu den ersten Stufen des Paradieses, und er macht den Versuch, die paradiesischen Schätze von den Dingen dieser Welt zu unterscheiden. Hier schöpft Genshin also mehr aus eigenem als in den anderen Teilen des Buches, wenn sich auch im Teil des Paradieses noch viele Zitate finden. Genshin ist vielleicht der erste gewesen, der das Reine Land des Westens systematisch und vollständig zu schildern versucht hat. Der Gedanke selbst war natürlich längst da, auch viele der Ausschmückungen, z. B. daß die Buddhas auf dem Lotos sitzen. Schon Nagarjuna erwähnte das reine, wunderbare Licht, die Kyôdô-Sutra die Begabung mit überirdischem Wissen usw. Aber ein Paradies mit 10 Kreisen hat, soweit meine Kenntnis reicht, vor Genshin niemand geschildert. So ist es wohl seiner frommen Phantasie zu verdanken, daß gerade die Idee des westlichen Paradieses Amidas in Japan so tief Wurzel geschlagen hat.

Genshins Werk steht an geistigem Gehalt und literarischem Wert weit hinter Dantes Göttlicher Komödie zurück. Aber es ist ein Werk, bei dessen Betrachtung sich weite Durchblicke durch die menschliche Geistesgeschichte erschließen. So darf es vielleicht doch in einem Atem mit dem Werk des großen Florentiners genannt werden.

Professor Raphael Koeber

Die folgende Skizze von Soseki Natsume wurde hier deutsch wiedergegeben in Erinnerung an manche deutsche Lehrer und Erzieher, die bei uns in Japan tätig gewesen sind. Professor Raphael Koeber (1845—1926) war gleichsam die ideale Verkörperung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schülern. Er verstand nur ein paar japanische Brocken, er unterhielt sich mit seinen Schülern englisch oder deutsch. Aber sein Verhältnis zu ihnen war manchmal viel inniger als das zwischen den japanischen Professoren und ihren Schülern. Die Leser mögen sich indessen nicht nach dem hier beschriebenen Leben von Professor Koeber ein Bild machen, wie deutsche Lehrer bei uns leben. Von diesen sind die meisten mehr der Welt zugewandt. Professor Koeber war vielmehr eine Ausnahme — aber eine Ausnahme, die uns Japanern sehr sympathisch war.

S. Yuasa.

Zwischen den Blättern eines Baumes wurde ein Fenster sichtbar. In einer Ecke dieses Fensters sah ich den Kopf von Professor Koeber.

Neben ihm stieg dicker blauer Rauch empor: „Der Herr Professor raucht jetzt“, sagte ich zu meinem Begleiter, Herrn Abe.

Ich wußte nicht mehr, wann ich hier das letzte Mal vorbeigekommen war. Es hatte sich in der Gegend alles nicht wenig verändert.

Auf der Anhöhe an der Kōbu-Linie waren neue prächtige Häuser an die Stelle der alten getreten. Jedes von ihnen war Symbol des materiellen Reichtums des modernen Japan. Mitten in dieser Reihe stand — der Vergangenheit treu — des Professors Haus alt und allein. Der Professor hütete meistens sein Zimmer, sein Studierzimmer, wo alles nach Einsamkeit roch; er ging selten aus. Es war an einem Fenster dieses Zimmers, daß wir vorhin zwischen den Blättern eines Baumes seinen Kopf gesehen hatten.

Geführt vom Professor selbst stiegen wir im Halbdunkel eine steile Treppe mit Gepolter hinauf und betraten das Studierzimmer, das oben rechts gelegen war. Ich setzte mich auf einen Stuhl, der dem Fenster am nächsten stand und auf dem der Professor vorhin gesessen hatte. Im Licht der anbrechenden Dämmerung sah ich mir erst den Professor genau an.

Es sah nicht viel anders aus als früher. Er war schon 63 Jahre alt. In dem Jahr, wo ich in das Daigakuin¹⁾ eingetreten war, hatte ich bei ihm Ästhetik gehört. Das war, soviel ich weiß, seine erste Vorlesung in Japan gewesen. Schon damals hatte er so ausgesehen. Ich fragte ihn, ob er wohl schon zwanzig Jahre in Japan sei. Nein, erst 18 Jahre, war seine Antwort. Seine Haare waren, um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen, auburn; sie waren flachsgelb und zwar von der leichtesten Färbung. Seine Haare waren, wie es bei allen Europäern der Fall ist, sehr dünn und weich; daher fielen die grauen Haare nicht besonders auf. Auch seine Gesichtsfarbe war so frisch wie früher. Es war kaum zu glauben, daß er schon 18 lange Jahre in Japan zugebracht hatte.

Im Gegensatz zu dem ewig jungen Aussehen des Professors war alles in seinem Studierzimmer alt und verblichen. Im Vergleich zu chinesischen oder japanischen Büchern wirken europäische Bücher mit ihrem Lederrücken gewöhnlich verführerischer. Schon ihr Äußeres scheint den Reiz ihrer Kunst und Wissenschaft anzudeuten. Aber in diesem Zimmer war nichts, das mir in die Augen fiel. Es

¹⁾ Eine Einrichtung, in der diejenigen, die den eigentlichen Kursus (3—4 jährig) der Universität schon absolviert haben, die aber ihr Studium noch fortsetzen wollen, sich ihren speziellen Themen widmen können.

waren da bloß ein großer Tisch und vier Stühle von verblichener Farbe. Auf dem Tisch lagen ägyptische Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und ein Aschenbecher. Ich nahm mir eine von den Zigaretten und sprach mit dem Professor. Es dauerte noch einige Zeit, bis wir in das Speisezimmer unten geführt wurden. Auch dann hatte ich immer noch nicht herausgefunden, welche Bücher und auf welche Weise sie in seinem Zimmer aufgestellt waren.

Es waren da weder goldene Lettern noch rote oder blaue Lederücken, um mein Auge zu reizen. Es fehlte sogar die reine weiße Farbe. Auf des Professors Speisetisch lag nicht einmal ein weißes Tuch, das doch andere Europäer für unentbehrlich gehalten hätten. An dessen Statt war ein Tuch mit Druckmuster über den ganzen Tisch ausgebreitet. Die Schlafdecke, die wir neulich für unsere Haustochter bei ihrer Heirat gefertigt hatten, war von demselben Muster. An diesen Tisch setzte sich der Professor ohne Kragen und Kravatte. Er hatte ein Hemd aus Kreppstoff an und darüber hatte er eine cremefarbene Jacke geworfen. Mich hatte er gebeten, es mit dem Anzug nicht allzu genau zu nehmen, aber ich hatte doch gefürchtet, unhöflich zu sein, und hatte ein weißes Unterhemd und ein blauschwarzes Kimono angezogen. Als er vorhin sein Negligé entschuldigt hatte mit den Worten: „Sie sind ja voller Staat und ich bin nicht einmal richtig angezogen“, hatte ich mich so geschämt. Wenn frische Wäsche anhaben voller Staat sein heißt, so war ich allerdings viel parademäßiger angezogen als der Professor.

Ich fragte ihn, ob es ihm doch nicht zu einsam sei, so allein zu leben; er antwortete, nein, er hätte es gar nicht einsam. Auf die Frage, ob er nicht nach Europa Sehnsucht hätte, lautete seine Antwort, er finde Europa nicht viel besser als Japan, er vermisse hier allerdings Konzerte, Theater, Bibliotheken und Bildergalerien. Ob er keine Lust hätte, sich ein Jahr Urlaub geben zu lassen, um einmal nach Europa zu fahren. So was ließe sich wohl machen, aber er habe dazu keine Lust. Wenn er einmal Japan verlasse, so komme er nie wieder.

So hatte er also kein besonderes Heimweh, er hegte auch keine Abneigung gegen Japan. Mitten in einem Wirrwarr voller Widersprüche, die ihm seinen Charakter nach zuwider sein mußten, hatte er in abgeklärter Ruhe 18 lange Jahre gelassen zugeschaut, wie die neue Zeit mit all ihrer Oberflächlichkeit aus der Tiefe vergangener Generationen heraufstieg, um ihn selber zu begraben. Sein Leben gleicht dem einer griechischen Statue, die lange in irgendeinem

Winkel einer Industriestadt gelegen hatte und plötzlich wieder zu leben anfängt. Er bewegt sich unter der lärmliebenden Menge, verliert aber nie seine eigene Ruhe. Wenn er auf dem Pflaster geht, so gleiten seine Schuhe still darüber hin, es entsteht kein störender Klang durch eiserne Nägel. Wie ein Bewohner der griechischen Halbinsel in vorchristlicher Zeit schreitet er in Ledersandalen neben der Straßenbahn ruhig daher.

Er hatte sich früher einen Raben gehalten. Woher dieser geflogen kam, wußte man nicht. Der Professor hatte ihm zu essen gegeben und sein Garten hatte dem Raben als Asyl gedient. Der Professor mit seinem Raben — sicherlich eine merkwürdige Kombination! Sie rief in mir eine Erinnerung hervor. Es war lange her, daß ich den Professor in der Universitätsbibliothek die Werke Poes hatte herunternehmen sehen. Poe und Hoffmann las er gern. Ich fragte ihn, was aus dem Raben geworden sei. „Er ist gestorben — erfroren. An einem Abend sah ich ihn noch auf einem Baum im Garten sitzen, am nächsten Morgen war er schon tot.“

Dies führte uns dazu, von Fledermäusen zu sprechen. Herr Abe meinte, die Fledermaus sei eine Skeptikerin. Ich fragte ihn, warum. Weil sie im Halbdunkel herumfliege. Seine Antwort mutete mich wie ein Rätsel an. Ich sagte, ich hätte die Flügel der Fledermaus gern. Da meinte der Professor, es seien die Flügel des Teufels. In der Tat, auf Bildern hat der Teufel immer solche Flügel.

In diesem Augenblick ließ sich in der Nähe des Fensters, an das die Abenddämmerung herangeschlichen war, der schrill-heitere Gesang einer Zikade hören. Wir drei hörten ihr zu. Ich fragte den Professor, ob ihn nicht dieser Gesang an Italien erinnere. Ich hatte ihn vorhin einmal die Eidechse preisen hören und auf meine Frage, ob sie nicht an den italienischen Himmel erinnere, hatte er mit Ja geantwortet. Diesmal aber neigte er seinen Kopf etwas zur Seite und meinte, soviel er wisse, habe er nicht einmal in Italien Zikaden singen hören.

In aller Stille sprachen wir so miteinander — in dem alten Haus, das man versehentlich mitten in dieser heißen Stadt hatte stehen lassen. Wir unterhielten uns auch über Chrysanthenen, Kamelien, Schneeglöckchen, Obst. Wir nahmen eine Zitrone — die wohl-duftende Frucht aus fernem Lande — preßten ihren Saft aus, und tranken ihn. Auch Kaffee fehlte uns nicht. Der Professor meinte, der Kaffee gefalle ihm am besten von allen Getränken. Dann nahmen wir von ihm Abschied und gingen in die stille Nacht hinaus.

Seit langem hat man den Professor nicht mehr in den festlichen Konzertsälen gesehen. Am liebsten hätte er verschwiegen, daß seine Finger je die Tasten des Klaviers berührt haben — so abhold ist der Professor allem weltlichen Ruhm. Er hatte immer abgeschlagen, an Konzerten teilzunehmen. Nur wenn er selbst Lust dazu hat, setzt er sich an das Klavier in seinem Zimmer und lauscht allein den Klängen der eigenen Musik. Sonst liest er nur Bücher.

Wenn man die Studenten der philosophischen Fakultät der Universität fragte, welcher Professor am verehrungswürdigsten sei, so würden neunzig von hundert Studenten vor allen japanischen Professoren Professor Koeber nennen. Er, dem die Verehrung so vieler japanischer Studenten gilt, liest seit 18 Jahren Philosophie. Ihm hört man seine Liebe zu japanischen Studenten an. Daß er Japan, das ihm so wenig zu bieten hat, noch nicht verlassen hat, erklärt sich aus seiner Liebe zu seinen Schülern — man kann ruhig sagen, Anhängern.

Es sind schon vier Jahre her, daß Professor Fukada in Kyôto, der damals bei dem Professor wohnte, mir des Professors Einladung übermittelte, ich möge einmal abends vorbeikommen und mit ihm speisen, wenn ich Zeit hätte. Erst heute habe ich dieser Einladung Folge geleistet. Als ich mit Herrn Abe in der dunklen Nacht ging, fragte ich mich selbst, wie lange der Professor wohl noch in Japan bleiben werde. Mir kamen in den Sinn die Worte Poe's: No more, never more. Diese Worte hatte der Professor zitiert, als er mir sagte, er komme nicht wieder, wenn er einmal Japan verlasse.

Akanishi Kakita

(Liebesbriefe eines Spions)

Ins Deutsche übertragen von Takahashi Kenji

Der Verfasser dieser Novelle, Shiga Naoya, gehört zu dem Kreis von jungen Literaten, die im Jahre 1910, also gegen Ende der Meiji-Zeit, eine Zeitschrift „Shirakaba“ („Die Birke“) begründeten, der die sogenannte Shirakaba-Richtung in der modernen japanischen Literatur ihren Namen verdankt. Außer Shiga gehörten zu den Begründern der Zeitschrift solche namhafte Schriftsteller wie Mushakôji Saneatsu, Arishima Takeo, Satomi Ton und viele andere. Im Gegensatz zu dem zu Anfang des Jahrhunderts in Japan sehr verbreiteten Naturalismus, für den eine aus-